

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 10. Sonntag den 8. März 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatte. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zweiter Fastensonntag. — Der große Tempel. — Aus dem Kalender der Woche. — Aus der Franziskaner-Mission in Japan. — Verlobtes Gottvertrauen. — Sprüche. — Allerlei über Erziehung. — Weiße Lehren für die Eltern.

Wochenkalender.

- Sonntag, 8. März, 2. Fastensonntag. Joh. v. Gott, Bel.
- Montag, 9. März, Franziska, Rom. Witwe. †
- Dienstag, 10. März, 40 Martyrer. †
- Mittwoch, 11. März, Kofina, Jungfrau u. Mari. †
- Donnerstag, 12. März, Gregor d. Gr., Papst u. Kchl. †
- Freitag, 13. März, Fest des hl. Gratiuchus unseres Herrn Jesu Christi. ††
- Samstag, 14. März, Mathilde, Kaiserin. †

Zweiter Fastensonntag.

Verklärung Jesu.

Evangelium Matth. 17, 1-9.

In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich und führte sie abwärts auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt, und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moises und Elias, die redeten mit ihm. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: „Herr, hier ist gut sein, willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine.“ Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; diesen sollt ihr hören.“ Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: „Stehet auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befehlet ihnen Jesus und sprach: „Saget niemanden dieses Geheißt, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.“

Der große Tempel.

Hehre dem Herrn in seinem Tempel! Das ist die Volung, die der Psalmist an alle ergehen läßt. (Ps. 28, 9) Dieser Tempel hat aber keine anderen Mauern als die Grenzen des Weltalls; ja er erstreckt sich bis in die Ferne der Unendlichkeit. Denn der Tempel Gottes ist überall, und überall ist darin ein Altar, wo ein Mensch seine Seele zu Gott erhebt, der überall zugegen ist. Diesen Tribut der Ehre erweisen wir Gott im Gebete, das nicht an bestimmte Orte beschränkt ist, sondern an jedem Fleck des Weltalls verrichtet werden kann.

Seht den Heiland; das Evangelium zeigt uns ihn heute in seiner Verklärung auf dem Tabor. Wie aber der Sonne die Morgenröte vorangeht, so ging der Verklärung das Gebet voraus. Jesus

hat also auf einem Berge gebetet und dort oben sein Herz ausgeschüttet vor dem himmlischen Vater. Und schon den Stall zu Bethlehem macht der Erlöser zu einem Tempel und die Krippe zu einem Altar. Wie der Apostel im Hebräerbrief bezeugt, hat Christus beim Eintritt in die Welt die Worte gesprochen: Brand- und Schlachtopfer hast du, o Gott, nicht gewollt, einen Leib aber hast du mir bereitet und da: um spreche ich: siehe ich komme, um zu tun deinen Willen.

Und wenn wir in Nazareth jenes arme Haus betreten, so werden wir Zeugen des Gebetes, das der Zimmermannssohn verrichtet im Kreis der hl. Familie. Auf einem sinnigen Bild sah ich den Jesusknaben, wie er mitten in der Stube kniet und seine Händchen zum Himmel ausstreckt in engelgleichen Gebet, während Maria zusehnt und der hl. Joseph eben nach Hause zurückkehrt.

Und als Jesus 40 Tage lang in der Wüste seinen Körper marterte mit Fasten, da hat er seinen Geist erquickt mit der Speise des Gebetes. In seiner Todesangst am Ölberg stärkt er sich durch das Gebet, die Stunden am Kreuz heiligt er durch vertrauliches Zwiegespräch mit seinem Vater, bis er ihm seinen Geist zurückgibt mit dem lauten Ruf: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.

Obgleich nun dem Heiland jeder Ort willkommen war zum Gebet, so bevorzugte er doch den Tempel zu Jerusalem. Schon am 40. Tage nach seiner Geburt hat er dort auf den Armen seiner Mutter sein Leben als ein Erstlingsopfer dem himmlischen Vater zur Verklärung geweiht. Im 12. Lebensjahre aber zog er mit seinen Eltern nach Jerusalem und verweilte dort drei Tage im Tempel.

Ihr seht, Freunde, daß für unsern Heiland jeder Ort ein Tempel war, um darin dem Vater Ehre zu erweisen in frommen Gebeten. So soll es auch bei uns sein. Da holst du aber einen Pfeil aus der Bibel, um diese Mahnung zu verstärken; ja der Heiland scheint selber diesen Pfeil abzudrücken, wenn er in der Bergpredigt folgende Warnung erläßt: „Wenn ihr betet, so sollt ihr nicht sein wie die Heuchler, die gern an den Straßenecken und in den Synagogen stehen und beten, damit sie von den Menschen gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen! Du aber, wenn du betest, gehe in deine Kammer und schließ die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“ (Matth. 6, 5.) — Soll man also auf den

Straßen und in den Tempeln nicht beten dürfen, sondern das Gebet beschränken auf den Winkel im verriegelten Gemach? Das wäre Wasser auf die Mühle so mancher abgestandener und kirchenscheuen Katholiken, die über den Kirchenbesuch sich hinwegsetzen mit der billigen Phrase: „Ich habe meine Religion; aber ich bete im stillen Kammerlein, wie der Heiland meint.“ Eine solche Auslegung schüttet das Kind mit samt dem Bade aus und wirft mit der Schale den Kern fort. Nein, so hat es der Heiland wahrlich nicht gemeint, vielmehr will er einzig und allein warnen vor dem Schein des Gebetes. Denn wer an Straßenecken und in Synagogen betet, nur um von den Menschen gesehen zu werden und in den Geruch der Heiligkeit zu gelangen, der läßt keine Gottesverehrung, sondern treibt Götzendienst und Selbstverherrlichung, und verliert nicht nur seinen Lohn, sondern verdient noch Strafe. Vom Scharfsinn des hl. Augustinus aber laß dich belehren, daß mit der „Kammer“ das Herz gemeint ist, das stille Heiligtum der Seele, das wir schließen, wenn wir alle Menschenlüchtheit, alle Neugierde, alle Zerstreuung, alle irdischen Regungen daraus verbannen, wenn wir den Allwissenden allein zum Zeugen einladen und von ihm allein unsern Lohn erwarten. Geh' also immerhin in deine „Kammer“, mein Christ, und verrichte deine häuslichen Gebete mit aller Gewissenhaftigkeit, aber stelle auch deinen Mann draußen in der breiten Öffentlichkeit. Siehst du denn nicht, daß unsere heutigen Verhältnisse gerade das Gegenstück sind zu jenen, die Jesus im Auge hat? Wenn damals ein Mann von Würde an der Straßenecke stand oder in der Synagoge sich aufzuspannte, so erntete er Lob und Anerkennung. Wenn aber heut ein Mann auf der Straße kniet, um den Heiland anzubeten, der zu einem Kranken vorübergetragen wird, wenn er im Gotteshaule vor dem Richterstuhle sich einfindet, wenn er zur Kommanionsbank hinschreitet, ist er da nicht oft genug dem Geipötte preisgegeben?

Du aber, mein katholischer Mitbruder, sei aufrecht und kümmer dich nicht um Menschenurteil; suche weder das Lob der Freunde noch fürchte den Spott der Feinde. Der einzige Kompaß, nach dem du dein Handeln einrichten darfst, ist das Wohlgefallen Gottes. Sprich es mit dem Völkerapostel, der da spricht: „Mir liegt nichts daran, von euch gerichtet zu werden oder von irgend einem menschlichen Gerichtshofe; der mich richtet, ist der Herr.“ Veräume nicht deine religiösen Pflichten in der

Offenlichkeit aus Menschenfurcht und veräume sie nicht im Verborgenen aus Trägheit. Ueberall sei dir ein Tempel aufgetan, deinem Schöpfer darin zu dienen in demütigem Gebete. In dieser Fastenzeit zumal soll dein Gebetskeiser anschwollen und wachsen gleich den Knospen an den Bäumen. Bittet, und ihr werdet empfangen, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Die Sachen, die einem lieben Toten gehört haben, werden von seinen hinterbliebenen Freunden und Angehörigen als teure Andenken hochgehalten; so oft man sie zu Gesichte bekommt, weicht man den Dahingegangenen einige Augenblicke der Erinnerung und gedenkt dankbar all' des Lieben und Guten das man von ihm empfangen. So wurden auch all die Sachen, die mit dem leidenden und für die sündige Menschheit am Kreuze gestorbenen Heilande in irgend eine Berührung gekommen waren, von seinen Freunden und Anhängern sorgfältig bewahrt und verwahrt und sind insolge dieser ihnen zuteilgewordenen Wertschätzung zum großen Teile auf uns gekommen. Dazu gehört auch das linnene Tuch, in welches nach dem Berichte der Evangelisten Joseph von Arimathäa den Leichnam Jesu vor seiner Bestattung eingehüllt hatte. Diesem schlichten Totenkleide des Erlösers hat die Kirche ein eigenes Fest gewidmet, das den Namen „Fest des heiligen Leichentuches des Herrn“ trägt und am Freitag nach dem zweiten Fastensonntag gefeiert wird.

Die kostbare Reliquie befand sich zuerst in jener Stadt, in der sich die ergreifende Leidensgeschichte des Herrn abgespielt hatte, in Jerusalem. Aber im Jahre 1187 die hl. Stadt von den Türken erobert wurde, flüchteten die Christen damit nach der Insel Cypern. Hier verblieb das hl. Leichentuch bis 1431; zu dieser Zeit übergab es geschenktweise in den Besitz des Herrscherhauses von Savoyen und wurde in der damaligen Hauptstadt von Savoyen, in Chamberg, aufbewahrt. Im Jahre 1578 wollte der hl. Karl Borromäus eine Wallfahrt zu dem Heiligum unternehmen; als dies der Fürst Emanuel Philibert hörte, wollte er aus tiefer Verehrung gegen den Heiligen diesem den weiten Weg ersparen und ließ die Reliquie nach Turin überbringen, wo sie am 15. September in feierlichem Zuge ankam und zum ersten Male für das Volk zur Verehrung ausgelegt wurde.

Seither wurde das hl. Tuch, das bis heute in Turin geblieben ist, des öfteren öffentlich ausgestellt, das letztemal im Jahre 1868 gelegentlich der Hochzeit des Kronprinzen Humbert.

Da die Kirche die Wahrheit nicht zu scheuen braucht, wurde bei der letzten Ausstellung eine genaue, von Vertretern der Wissenschaft angeordnete Untersuchung des hl. Leichentuches vorgenommen. Vor allem wurde es unter Einwirkung starken elektrischen Lichtes photographiert, die also gewonnenen Bilder wurden nochmals scharf aufgenommen, sodas die geringsten Spuren darauf, die mit dem bloßen Auge nicht wahrgenommen werden konnten, deutlich sichtbar hervortraten.

Das Ergebnis war ein überraschendes. Jede Hälfte der linnenen Hülle, die nach dem Urteile von Sachverständigen der Art des Gewebes nach aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammt, zeigt einen Abdruck vom heiligsten Leichnam des Erlösers, und zwar bietet die eine Hälfte die Vorderseite, die andere die Rückseite des Körpers. Das feine Linnen, das 4 Meter 10 Zentimeter lang und 1 Meter 40 Zentimeter breit ist, wurde nämlich unter dem Leichnam des Gottesohnes ausgebreitet, über den Kopf zurückgeschlagen und über das Antlitz und den Körper bis zu den Füßen gedeckt. Mit Weinwandstreifen wurde dann die Hülle befestigt und zusammengeschnürt.

Das Bild der Vorderseite zeigt deutlich die Gestalt des Erlösers, das Haupt, den Oberkörper,

die Arme mit den kreuzweise übereinandergelagerten Händen, die ausgestreckten Beine und Füße. Hiernach ist sogar das ernste, noch im Tode schmerzliche Antlitz wahrnehmbar, umrahmt von langem, sorgfältig geordnetem Haar und mittelgroßem Barte. Auch die Wundenmale an den Händen und Füßen und die Seitenwunde haben deutliche Spuren zurückgelassen.

Wie sind aber, so wird der Zweifler fragen, diese Abdrücke auf der Leinwand entstanden. Die Untersuchung hat ergeben, daß es meist Blutspuren sind. Vor dem Begräbnis wurde der Leichnam des Herrn gewaschen und mit kostbaren Spezereien eingerieben und dann in das Linnen gehüllt. Die irdischen Wunden bluteten selbst dann noch fort und das aus ihnen sickende, mit Wasser vermischte Blut vermengte sich mit den Salben und drückte die Umrisse des Leichnams auf das Tuch ab. Daß aber auf dem linnen Stoffe auch die Linien und Füge des hl. Antlitz sichtbar wurden, läßt sich wohl schwer erklären; hier gilt das Wort: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der Größe des Bildes auf dem Leichentuche entsprechend wäre Christus etwa 1 Meter 77 Zentimeter groß gewesen.

Wir haben auch noch einen anderen Abdruck des Angesichtes des Erlösers, nämlich auf dem Schweißruche der Veronika, das der Legende nach diese fromme Frau dem Heilande auf seinem Schmerzenswege dargereicht hat. Zum Danke für diesen Liebesdienst hat dann der Gütige sein dornenumwundenes Antlitz auf das Tuch abgedrückt. Diese Reliquie befindet sich in der St. Peterskirche in Rom.

Vielleicht hast Du, lieber Leser, den Wunsch, auch einmal diese Heiligtümer der Christenheit schauen zu dürfen. Da dies Dir aber voraussichtlich unmöglich sein wird, so magst Du Befriedigung in dem Gedanken finden, daß Du den Heiland selbst täglich sehen kannst. Weißt Du, wann und wo?

Der Kalenderschreiber.

Aus der Franziskaner-Mission in Japan.

Von P. Wolfgang Lang, Missionar in Japan.

In weiter Ferne eurer Heimat, lieber Leser, hoch im Norden Ostasiens, liegt eine Insel, deren Name euch allen wohl bekannt ist, deren Name aber für euch und alle Menschen keinen guten Klang hat, spricht er doch nur von Elend und Not, von harter Sklavenarbeit und eifriger Kälte, von Verbrechen, von Raub, Totschlag und Mord. Sachalin! Wer schaudert nicht zusammen, wenn er dieses Wort vernimmt! Er sieht nicht den Nordstrahl derer blitzen, die Rufland wegen ihrer unmenschlichen Taten hierher verbannt hat; hierher verbannt, weil sie nicht mehr verdienten, in der Nähe anderer Menschen zu weilen, gleichen Boden mit ihnen zu betreten! Sachalin! wer schaudert nicht zusammen, wenn er hört, von der Kälte, die dort 40 Grad übersteigt, wenn er hört, daß ständige Rebel auf der Insel lagern, die nur an 35—60 Tagen der Sonne gestatten, ihren erhellenden und erheiternenden Strahl auf das Land und seine Bewohner zu senden! Noch schwerer aber lasteten auf dem unglücklichen Lande die finsternen Nebel der Gottentfremdung und Sünde. Unter den armen Verbannten waren manche, die ihren Fehltritt in heftigem Zorn oder in der Trunkenheit begangen hatten und nun fürchtbare Luße dafür tun mußten. Wie gern hätten manche der katholischen Polen sich wieder mit ihrem Gott ausgeföhnt, um den Frieden der Seele zu finden und durch ein frommes Leben ihre Jugendjüde wieder gut zu machen. Aber nur einmal im Jahre kam unter der russischen Herrschaft ein Priester in Polizeibegleitung hierher, um flüchtig die hl. Sacramente zu spenden. Ein Eingehen auf die persönlichen Angelegenheiten einzelner war nicht möglich, wurde auch von der katolikfeindlichen russischen Regierung nicht gestattet.

Doch auch für dieses Land oder wenigstens für einen Teil desselben sollten bessere Tage kommen. Als der südliche Teil der Insel Sachalin, etwa so groß wie Baden und Württemberg zusammen, im Frieden von Portsmouth nach dem russisch-japanischen Krieg, an Japan gekommen, ergoß sich ein Strom von Auswanderern aus dem überfüllten Sünden Japans nach Sachalin oder Karafuto, wie es

japanisch heißt, um sich hier leichter ihr Brot verdienen zu können. Die japanische Polizei führte ein strenges Regiment; die Sträflinge zogen sich mehr nach dem Norden zurück, oder gingen in ihre Heimat. Nur wenige, die ihre Strafe über eine übereilte Tat willig trugen, blieben im Lande, darunter einige katholische Polen. Auch unter den japanischen Anführern waren einige Katholiken, im ganzen etwas über 100. So stellte sich denn die Notwendigkeit ein, für das Seelenheil dieser einsamen Schäflein zu sorgen. Der früher von der russischen Regierung einmal jährlich gesandte Priester kam nicht mehr seit Abtretung des Landes an Japan. Nur nach Ueberwindung vieler Hindernisse konnte der japanische Anteil des Landes der Diözese Palodote im Nordjapan angegliedert und ein Missionar im Jahre für 1—2 Sommermonate gesandt werden. Solten aber die wenigen Katholiken nicht verloren gehen, oder gar neue gewonnen werden, so mußte mehr geschehen.

Der Hochwürdigste Herr Bischof Verboj übertrug die Seelsorge und Missionierung den deutschen Franziskaner-Missionaren aus der thüringischen Provinz (Sulda), die seit 1907 recht segensreich in Nordjapan (Kollaido) wirken. Gestern übernahmen diese den überaus schwierigen Posten der Hoffnung, das Reich Christi auch auf dieser unwirtschaftlichen Insel auszubreiten. Mitte April 1913 kamen zwei Missionare in der Hafenstadt an — Omari — und begaben sich gleich in die Hauptstadt Toyohara. Ein schon vorher durch Vermittlung eines Christen gemietetes Haus bot vorläufig Obdach. Der erste Schritt war getan. Täglich wurde zweimal das hl. Opfer gefeiert; das Blut des Getreuzigten flecte auf dem Opferaltar täglich für die Bekehrung Sachalins. Durch unermüdbliche Arbeit gelang es, die Christen der nächsten Nachbarschaft zu sammeln, etwa 35 an der Zahl. Wie freute sich da der Missionar, wenn am Sonntag Morgen die Gläubigen dicht gedrängt in seiner Stube trafen und ihm kaum Platz ließen, den Tragaltar aufzuschlagen. Freilich mußte er es mit in den Kauf nehmen, wenn während der hl. Messe die Kinder mit dem Mehrgewand spielten, wenn so eine kleiner unruhiger Japaner ununterbrochen die Schelle schwang, wenn die kleinen Kinder auf dem Rücken ihrer Mütter einen Heidenlärm vollführten, wenn selbst eine Frau, den Säugling an der Brust, die hl. Osterkommunion empfing. Diese guten Leute wußten es eben nicht besser, mangelte ihnen ja so lange der notwendige Unterricht, und haben einige von ihnen ja noch nie in ihrem Leben einer hl. Messe beigewohnt.

Nach und nach wurde ein eigenes Zimmer, das bisher als Lagerraum für Brennmaterial gedient, als Kapelle eingerichtet. Das hl. Fronleichnamsfest nahte heran. Wie gern hätten die Missionare von diesem Tage an dem göttlichen Heiland einen Thron aufgeschlagen, wie gern ihm eine bleibende Wohnstätte bereitet! Aber leider war die notwendige Erlaubnis der kirchlichen Obern noch nicht gegeben. Sollte jedoch das Fest des Allerheiligsten Sacramentes vorübergehen wie ein gewöhnlicher Tag? Draußen wehte vom nahen Sibirien herüber ein eisiger Wind; Regen und Schneegestöber wechselten ab. Nur wen die Not trieb, eilte flüchtigen Schrittes, fest in den Mantel gehüllt, über die Straße. Sollte es auch in den Herzen der Christen kalt bleiben? Sollte nicht ein erwärmender Strahl der Gnadensonne sich hinein-senken, damit dort wenigstens Licht und Wärme werde, damit dort das Feuer sich entzündet, und Herz und Geist erwärme und erhelte? Wenigstens eine kleine Feier sollte das heiligste Sacrament ehren. Eine kurze Ansprache erklärte den versammelten Christen die Bedeutung des Tages. Dann legte der Missionar die hl. Hostie, die in der ersten hl. Messe konsekriert worden, den Gläubigen zur Anbetung aus. Zum ersten Male seitdem Sachalin von Menschen bewohnt ist, lagen Gläubige anbetend auf ihren Knien vor dem ausgelegten hochwürdigsten Gute; zum ersten Male erklangen hier die trauten Weisen des „Ecco panis angelorum“ in dem unfreundlichen Lande; zum ersten Male stiegen Weihrauchwolken huldigend empor, als Zeichen der Anbetung und Liebe glücklicher Menschen, da wo früher Verbrecher, der Auswurf der Menschheit Gott gesucht und gelästert hatten. Nachdem in der Namen-Jesu-Vitane der Schutz und Beistand des göttlichen Heilandes auf die kleine Schar der Gläubigen herabgesiebt war, nahte der hehre Augenblick, wo der eucharistische Heiland zum ersten Male segnend seine Hände über die wenigen Gläubigen ausbreiten sollte. Auf die Aufforderung hin, „Tantum ergo Sacramentum veneremur cernui“, warfen sich alle anbetend zu Boden und empfingen in ehrfürchtvollem Schweigen den hl. Segen. Eine zweite hl. Messe schloß sich an, nach welcher

leider wieder die frühere Oede und Seere in unsere Kottapelle einzziehen sollte.

Zwei Wochen verstrichen. P. Superior der Franziskaner-Mission in Japan, P. Wenzeslaus Kinoff, hatte seinen Besuch angemeldet, um bei dieser Gelegenheit unsere Kottapelle zur dauernden Wohnstätte des Allerheiligsten zu weihen. Der erste Juni, der Monat des hl. Herzens Jesu, nahte heran. Die Frühmesse ist vorüber. Die Christen sammeln sich. Um 10 Uhr beginnt die zweite hl. Messe. Daran schließt sich eine Predigt über die immerwährende Gegenwart Christi im hl. Sakramente, ihre Segnungen und unsere Pflicht der dankbaren Verehrung und Liebe. Dann thront wiederum der göttliche Heiland in Brotsgestalt auf dem Tabernakel und vor ihm liegen die Gläubigen anbetend auf den Knien. Der Missionar betet das Weihegebet an das göttliche Herz Jesu vor; die Gläubigen beten nach und weihen sich und ihre Familien, die Stadt und das ganze Land dem heiligsten Herzen. Das hl. Herz Jesu lobnt diese Hingabe, indem es wiederum seinen Segen spendet und seine Gnaden in die Herzen ausgießt. „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser!“ erschallt es dreimal, dann schließt der Missionar das Allerheiligste in den engen Tabernakel ein und zündet das ewige Licht an, das Wahrzeichen der Gegenwart des höchsten Herrn Himmels und der Erde. Nach und nach entfernen sich die Christen. Es wird wieder einsam und still in der Kapelle. Nur das ewige Licht, dieser treue Wächter, dieser Stellvertreter anbetende: Ehrfurcht, dieser Erinnerer und Mahner an die sich selbst verzehrende Liebe des göttlichen Heilandes brennt still und feierlich vor dem Tabernakel. Der Mahner an die Liebe des Heilandes! Ist seine Mahnung umsonst? O nein! Wie wir bald darauf wieder in das Heiligthum treten, finden wir zwei schöne blühende Blumenstöcke vor dem Tabernakel stehen. Ein Christ hat der verborgenen Liebe seine Huldigung dargebracht. Vielleicht muß er nun in dieser Woche hungern, da er für seinen geringen Lohn dem lieben Heilande die Blumen gekauft und geopfert. Möge der Spender aller Gnaden ihm seine Liebe und sein Opfer lohnen mit reichlichen Gnaden! Möge er in die Herzen recht vieler Christen und Heiden solchen Opfergeist und solche Hingabe senden, damit immer fromme Anbeter ihn in seiner stillen Einsamkeit besuchen und ihm für seine immerwährende Gegenwart danken durch treue Liebe!

Belohntes Gottvertrauen.

In tiefblauer, wolkenloser Himmel. In glitzerndem Sonnenschein lag die blühende Heide. Ein melodisches Summen und Surren durchschwirte die Luft; tausend arbeitswilliger Bienen tauchten ihren Köpfe tief hinab in das Innere der roten Erifablüthen, die, Blüte an Blüte gedrängt, den Boden wie mit einem Kieientepich bedeckten und den Fuß des Wanderers wie mit roter Blut umgaben; die Heide hatte ihr Frühlingskleid angelegt.

Mutter Martens stand vor der Thür ihrer niedrigen Hütte, hielt die arbeitsharte Rechte wie einen Schirm über die Augen und blickte unbeweglich einer schlanken Jünglingsgestalt nach, die rüstig und ohne sich umzuwenden durch das hohe Heidegras dahinschritt.

Immer kleiner erschien die Gestalt des jungen Mannes, immer ungewisser wurden die Umrisse seines Körpers und schließlich verschwand er ganz in der Ferne, dort, wo schon die hohen Kirchthürme der Hanfstadt aufzutauhen schienen.

Die alte Frau ließ die Hand von den Augen sinken und ometete tief auf; in ihren runzligen Zügen, die von der Sonne braun gebrannt waren, suchte und arbeitete es wie im Fieber.

„Der letzte,“ murmelte sie leise, „der letzte!“ Dann sank sie auf die halb vermorschte Bank vor der Hütte nieder, ließ den Kopf in die Hände sinken und schluchzte laut auf in heißem Weh.

Er hatte sie wirklich verlassen!

Wie war es nur möglich, daß die Sehnsucht nach reuenden Welten ihn forttreiben konnte, ihn, den letzten, der ihr im Leben noch geliebt!

„O, die See, — die schlimme See! Sie nahm mir den Mann und die Kinder!“ flüsterte sie. Dann wurde sie still. Sie schritt durch die

Thür ihrer ärmlichen Hütte, die all den Jammer und das Elend ihres Lebens gesehen, und sank vor dem Bilde des Getreueigten nieder.

„Allmächtiger — o sei barmherzig!“ schluchzte sie händeringend. „Du hast meinen Mann und die beiden Kestlein zu dir genommen — laß mir den Jürgen! Er ist der letzte, der mir noch geliebt! Was du über ihn bestimmt hast, gelte — aber laß ihn zurückkehren zu mir! Erbarme dich meiner, laß mich nicht verzweifeln an deiner Gerechtigkeit!“

Der Abend kam, und als der Nachtwind pfeifend durch das Heidekraut fuhr und ungestüm an den Schindeln des Daches rüttelte, erhob sie sich neugestärkt.

Am Tage darauf war sie schon bedeutend ruhiger. Ihr Herz sagte ihr, daß er wiederkommen, daß Gott ihr Gebet erhören würde, und dieser Gedanke allein gab ihr Kraft zum Weiterleben.

Zwei Tage darauf brachte der Postbote einen Brief von Jürgen, worin er ihr in großen, ungelenten Schriftzügen mittheilte, daß er auf dem hamburser Dreimastthoner „Poseidon“, der in einigen Tagen nach Südamerika gehe, Arbeit gefunden habe.

„Gott beschütze dich!“ murmelte die alte Frau, dann ging sie ihrer Arbeit nach.

Sie bestellte den kleinen Acker und erntete, was der Heideboden hervorbrachte. Sie besserte Jürgens Kleider aus; sie pflegte seine Bienen, deren Honigwaben nie so gefüllt gewesen, wie in diesem Jahre, und tat überhaupt alles wie sonst mit unerdrossenem Eifer, damit ihr Junge das kleine Anwesen bei seiner Heimkunft genau wieder vorfände, wie er es verlassen.

Der Herbst verging und der Winter kam und brachte lange Tage tödlicher Einamkeit für die alte Frau. Wie ein Lichtschein von oben traf ab und zu ein Brief von Jürgen ein, große, enbeschriebene Blätter, worin der junge Seemann seiner Mutter alles erzählte, was er gesehen und erlebt hatte, und wie es zugeht draußen in der weiten Welt.

Dann pugte die alte Frau mit zitternden Händen ihre Brille, vergaß Essen und Trinken und las und las, bis sie die lieben Worte fast auswendig wußte. Dann stampfte sie durch den tiefen Schnee zu ihren Nachbarn, zeigte ihnen den Brief und wurde nicht müde, zu erzählen, was der Jürgen doch alles sehe und erlebe auf seiner weiten Fahrt.

Und dann in stillen Stunden kam wieder die Sehnsucht über sie, daß sie oft meinte, vor Heimweh sterben zu müssen. Dann weinte sie still in ihrer Hütte, betastete die Kleider, die ihr Kind getragen, und stellte ihn sich vor, wie er in ihrem Herzen lebte. Wenn sie dann die Augen schloß, glaubte sie ihn vor sich stehen zu sehen mit seiner schlanken Gestalt, seinen braunen Augen und seinem frischen Mund, über dessen Lippen nie ein böies Wort gekommen — und das Herz wollte ihr dann fast brechen vor Sehnsucht nach ihrem Kinde.

Eines Nachts fuhr sie mit einem lauten Schrei von ihrem Lager empor. „Jürgen!“ schrie sie auf, „Jürgen!“

Was war geschehen? Hatte sie geträumt, oder hatte sie wirklich seine Stimme gehört in entsetzlicher wilder Todesangst. —

Mit zitternden Händen machte sie Licht und schaute umher. Tiefe Stille ringsum — kein Laut des Lebens.

„Was war das?“ murmelte sie verstört. „Ich habe ihn doch rufen hören: Mutter! Mutter!“

Und dann kam es wie eine entsetzliche Erkenntnis über sie. —

Drei Wochen später erhielt Frau Martens eine Summe Geldes und ein versiegeltes Schreiben des hamburser Reeders, worin dieser mittheilte, daß ihr Sohn, Jürgen Martens, auf hoher See von

einem Anfall betroffen sei und wahrscheinlich seinen Tod gefunden habe.

Bei dem Schreiben befand sich der Bericht des Seeamtes: daß der Leichnam des Jürgen Martens aus Alt-Neblstedt bei Hamburg, bedienstet auf dem Dreimastthoner Poseidon, nahe dem Kap Horn durch eine Sturzsee über Bord gespült und trotz sofort angestellter Rettungsversuche nicht wiedergesehen worden sei.

Kein Laut kam über die Lippen der unglücklichen Frau. Den Tag und die ganze Nacht saß sie unbeweglich und schaute tränenlos auf die wenigen herzlosen Worte, die doch stark genug waren, ein Mutterherz zu zerbrechen.

Was hatte sie nur verschuldet, daß Gott nicht Barmherzigkeit an ihr übte? War denn ad ihr Flehen und Beten vergebens gewesen?

Sie wollte es nicht glauben, daß Jürgen wirklich tot, daß der Ocean sein Grab geworden.

Nein — es konnte nicht sein! Ihr Herz sagte ihr, daß er lebte, daß er zurückkehren würde, sobald seine Zeit gekommen! Sie weinte und klagte nicht, eine selbstarke, ihr selbst oft unerklärliche Hoffnung ließ sie voller Vertrauen in die Zukunft sehen!

„Er kommt wieder, Gott ist barmherzig!“ antwortete sie den Leuten.

Wieder blühte die Heide.

Auf dem Acker Mutter Martens prangte alles in trihem Grün, daß es eine Lust war, hinzusehen. Wie vor einem Jahre stieg zwitkernd die Lerche empor, und das Summen und Surren der Bienen erfüllte wieder die Luft, als eines Morgens mit dem ersten Sonnenstrahl ein sonnenverbrannter junger Mensch auf die Hütte der Mutter Martens zuschritt.

Sein Schritt war schwer und auf seinen Zügen lag der Ernst des Lebens. Mit einem Blick umschaute er alles: die stille Heide, das bauwürdige kleine Haus, den Acker, und während ein glückliches Lächeln um seinen Mund spielte, schwammen seine braunen Augen in Tränen. In der Rechten trug er ein kleines Bündel, während die Linke unbeweglich und steif am Körper herniederhing.

Bei der Thür angekommen, ließ der Mann das Bündel zu Boden gleiten und pochte leise. Sein Körper zitterte in verhaltener Erregung.

„Mutter!“ rief er mit ersticker Stimme, „Mutter!“

„Jürgen!“ schrie es drinnen auf, — weit auf floh die Thür und dann ertönten zwei Ausrufe in höchster Glückseligkeit:

„Jürgen, — mein Jürgen!“

„Ach Mudder, meine idie Mudder!“

Dann wurde es einen Augenblick still in dem kleinen Raum und einige Sonnenstrahlen, die neugierig durch die offene Thür lugten, sehen Mutter und Sohn sich fest umschlungen hatten.

Dann erzählte Jürgen wie er über Bord gespült sei und wie ein treibendes Stück Schanzverkleidung seinen Arm zerbrochen habe, aber dann später das Mittel zu seiner Rettung geworden sei, da er sich an dasselbe angeklammert und nach stundenlangem Umhertreiben von einem amerikanischen Walfischjäger an Bord genommen sei. Dann erzählte er von seiner langen Krankheit und seinem Aufenthalt unter den Kolonisten der Falklandinseln, Tausende von Meilen von der Heimat entfernt.

„Aber Gott wollte nicht, daß ich sterben sollte!“ schloß er seinen Bericht. „Als mich die Flut über Bord warf, dachte ich nur an dich, Mutter, und rief in meiner Todesangst deinen Namen, und ein Mächtiger und Barmherziger, dessen Wille die Flut bewegt, vernahm ihn und sandte mir die Rettung!“

Sprüche.

Ein gutes Buch
Ist der beste Besuch.

Ein fauler Apfel macht schnell,
Daß faul wird sein Geßell.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Erziehung. (Fortsetzung.)

Unsere leibliche Gesundheit hängt viel von der Luft ab, in der wir leben. Ist diese mit Kohlenäure übersättigt, durch Staub und andere ungehörige Bestandteile verunreinigt, feucht, finstlich und dumpf, so wirkt sie nachteilig auf das Blut und dadurch auf den Körper ein; in einer sauerstoffreichen, reinen, milden, sonnigen Luft gedeihen wir sichtlich und befinden uns wohl. Ganz ähnlich ist es mit dem geistigen Leben. Aus dem bösen Beispiel, den sündhaften Reden, Gebärden und Handlungen einer lasterhaften Gesellschaft heraus bildet sich gleichsam ein giftiger Dunskreis, den die Seele unverhohlen einatmet, wodurch sie krank fast unaufhaltend am verdorben wird. Andererseits übt aber auch eine gute Umgebung, namentlich im väterlichen Hause, einen mächtigen, heilsamen Einfluß auf das Denken, Fühlen und Wollen des Menschen, namentlich in der Jugend, aus. Ich behaupte das nicht von einzelnen, zufälligen guten Worten und Werken, die wohl in jeder, auch nicht gerade musterhaften Familie vorkommen und wenig Eindruck auf die Kinder machen, sondern nur von der ganzen gottesfürchtigen Lebensweise, dem beständigen Verhalten durch und durch christlich gesinnter Eltern. Ihrer gesamten Erziehung, ihrem täglichen Tun und Lassen, insbesondere dem mütterlichen Verhalten, Auftreten und Benehmen, entströmt gleichsam eine himmlische, göttliche Luft, in welcher die Kinder geistig gesund bleiben und zunehmen.

Eines solchen Jugendglückes konnte sich der Schriftsteller Johannes Laicus rühmen, der aus einer altböhmer Familie stammte. „Aus den Zügen meiner Mutter,“ berichtet er aus seiner Kindheit, „thronte stets ein heiliger Ernst, der sie nur verließ, wenn sie mit uns Kindern spielte, oder wenn gute Freunde uns an Namenstagen, bei der Kirchweih oder sonst besuchten. Man sah ihr an, sie lebte stets in der allheiligen Gegenwart Gottes, in Gedanken an den lieben Heiland, den sie jeden Monat in der hl. Kommunion empfing.“

Wir folgen seinen Schilderungen noch weiter, um dem Leser ein noch deutlicheres und faßbareres Bild von einer Erzieherin zu geben, deren „Wandel im Himmel ist“ (Phil. 3, 2), die auf Erden ein himmlisches Leben führt und dadurch die Seelen ihrer Nachkommen mit Himmelslust durchdringt. Wie ein alter Hausfreund unserm Johann später oft erzählte, war seine Mutter am Tage seiner Geburt und Taufe — beide fielen auf dasselbe Datum — nicht aus dem Gebiete gekommen. Als man ihr den Taufsting brachte, drückte ihre Linkhand an ihr Herz, die Rechte hielt den Rosenkranz; ihr Auge war fest auf das Kreuzifix gerichtet, das der Vater ihr bei dieser Gelegenheit zum Präsent gemacht, und welches als ein schöner Familienschatz von da an galt. Es war aus edlem Holz mit Elfenbein eingelegt, der Bekreuzigte und das Todentöpfchen am Fuß von Silber, und auf der Rückseite hatte ein frommer Kapuzinerpater geschrieben, daß es alle hl. Orte in Jerusalem berührt, daß er es von dort mitgebracht und seiner lieben Schwester zum Andenken geschenkt habe. Dies Kreuz stand dem Himmelbett gegenüber auf einer alten wunderlichen Kommode von eingelegtem Holz mit kupfernen Beschlägen, über welcher ein großer Spiegel mit geschliffenen Figuren am Rand und an der Spitze angebracht war. Ein anderes Kreuzchen, welches die Mutter jeden Morgen und Abend inbrünstig zu läuten pflegte, hing neben dem Weiskessel am Bette an der Wand; es war aus Holz kunstreich geschnitten und hohl; auf der Rückseite öffnete es sich mit einem Schieberchen und zeigte Reliquien einiger Heiligen: das hat der alte Freund am Taustage abends in ihren Händen gesehen, und ihr seelenvoller Blick hing an ihm mit der ganzen Andachtsglut einer echt katholischen Seele. Darauf

nahm sie es im überwallenden Gefühl und drückte es dem Neugeborenen und Wiedergeborenen — ein zärtlicher Zug ihrer zarten, sinnigen Gottinnigkeit — an die Lippen, segnete ihn damit und legte es ihm auf das Herz; sie faltete die Hände und betete über ihn, und der Hausfreund, der Zeuge dieser Szene gewesen, kniete neben der weidengestochenen Wiege nieder und stimmte ein in den Psalm heiliger Mutterliebe. Nachdem dieser vom Gebet aufgestanden, übergab sie ihm zwei in Papier eingewickelte Münzen mit dem Auftrag, die eine dem Priester zu übergeben, damit er am folgenden Tage eine hl. Messe lese in der Meinung, daß Gott das Kind behüten und beschützen und zur Seligkeit führen möge; die andere sollte er an Schwester Cordula in Albstern abgeben und sie ersuchen, recht herzlich zur Mutter Gottes für Mutter und Kind zu beten, daß sie beider bei ihrem göttlichen Sohne immerfort gedente.

Wie Johannes schon in der Wiege Himmelslust eingeatmet, so war die Mutter besorgt, daß sie dem heranwachsenden Knaben nie ausginge. Daß sie ihn frühzeitig das heilige Kreuzzeichen machen, nach und nach die gewöhnlichen Gebete des katholischen Christen, auch die biblischen Geschichten lehrte, versteht sich von selbst; außerdem prägte sie ihm aber auch mancherlei fromme Reime und Sprüchlein ein, welche seine Gedanken nach oben hingen, himmlische Gesinnung in ihm erweckten und nährten. Eines derselben lautete:

Im Himmel, im Himmel
Da sind der Freuden viel,
Da sitzen all die Engelchen
Und haben da ihr Spiel;
Die springen,
Die singen,
Die haben frohen Mut,
Die teilen miteinander
Das allerhöchste Gut.

Während dieser Unterweisungen strickte oder nähte oder stopfte sie in einem alten hölzernen Sessel und das Kind saß auf dem Schemelchen zu ihren Füßen und lauschte andächtig auf jedes Wort. Zuweilen gab sie auch ein Märchen zum besten, wenn sie gerade recht heiter gestimmt war.

Die Kirche, das „Haus Gottes“, die „Vorte des Himmels“, ist so recht eigentlich eine himmlische Atmosphäre, wo das Herz zum Allerhöchsten emporgehoben wird, seine Gnade in dasselbe sich niederläßt. Auch mit dieser heiligen Stätte ward Johannes bekannt und vertraut gemacht, sobald sein Alter es gestattete. „Morgens, erzählt er, sobald der Kaffee getrunken war, ging die Mutter hinaus in die Schlafstube, wo vor dem Kreuzifix das Andachtsbuch der Marianischen Liebesversammlung lag. Da nahm sie den Rosenkranz, schlug den lattunenen Mantel mit Kapuze um, rief mir, wenn ich nicht schon lange mit dem Vater in der hl. Messe war, und wir gingen zur Kirche. Hier hatte die Mutter einen bestimmten Platz an einem Pfeiler; da kniete niemand hin, obgleich es kein geschlossener Stuhl war, und wenn eins da kniete, dann stand es auf, wenn sie kam und machte Platz, denn die Leute hegten eine absonderliche Verehrung gegen sie.“

War der Anfang des Tages also geheiligt, so begannen frischen Mutes die häuslichen Arbeiten. Dabei blieb die böhmer Bürgerfrau, die wir uns zum Beispiel nehmen, „oft lange still in sich versunken; dann und wann jedoch lang sie leute vor sich hin, meist alte Volkslieder oder Kirchenlieder, deren sie einen reichen Schatz bewahrte.“ Zuweilen ertappte sie ihr Söhnchen auf dem Psalm „Erbarme Dich meiner, o Gott!“ „Dann wurde sie nachdenklich und ernstlich wie sonst und rief, wie überrauscht, aus: „Ei, das Miserere! Ich möchte doch wissen, wen es jetzt trifft in der Familie. Der Wille des Herrn geschehe und Gott gebe ihm eine glückselige Sterbesunde.“ Denn sie hielt fest dafür und, soviel ich weiß, hat ihre Ahnung sie nie betrogen; sobald sie das Miserere singe, sterbe eins in der Freundschaft. Dann teilte sie uns allen ihre Vorahnung mit, und am folgenden Samstag wurde für den zunächst Heimgehenden gebetet.“

„Jeden Samstag nämlich, sobald es zu dämmern begann, holte die Mutter das Spar-

kerzenstümpchen vom Brett in der Küche, worauf die Kerzenstümpchen von der ganzen Woche zusammengelagert waren, setzte ihre Brille auf und stopfte bei dem stets mit frischen Resten genährten Licht die frischgewaschenen Strümpfe und Socken für die nächste Woche. Wir Kinder spielten im Zimmer und im Hause herum, bis es Angelus läutete; dann sprangen wir zu der Mutter und bateten mit ihr den Rosenkranz. Sie hielt den linken in der erhobenen Linken, während die Finger ihrer Rechten Korn um Korn fallen ließen. So gewöhnte sie uns, die Gebete deutlich zu sprechen.

Ihr werdet wohl bemerkt haben, daß Johannes' Mutter sehr häuslich und äußerst sparsam gewesen, „nur nicht, meldet ihr Sohn, wenn es das Heiligste und dem Heiligsten in seinen Armen und Bedürfnissen galt. Eine ganze Reihe armer, alter Mütterchen und Männer hatten ihre bestimmten Tage in der Woche, wo sie ihr Almosen empfangen. Fehlte es ihnen sonst noch an etwas, so klangen sie es und dann wurde nach Kräften zu helfen gesucht. Besonders wurde der Armen gedacht, wenn sie eine Wallfahrt unternahmen.“

Ich schreibe mit einem zarten Zug ihrer Andacht zum Allerheiligsten, der im Herzen ihres Kindes einen tiefen Eindruck hinterlassen hat und nicht wenig dazu beitrug, den Funken der göttlichen Liebe in ihm zur dauernden Flamme anzufachen. Er soll uns auch diesen Vorgang selbst erzählen. „Einst fuhr meine Mutter mit mir allein,“ schreibt er, „zu ihrer alten Schwester, die in der Esel wohnte. Sie hatte mehrere Tage vor der Reise an Spitzen und Stickereien gearbeitet und mich auf meine neugierigen Fragen, was das sei und gebe, getröstet: „Wenn wir die Berge sehen, sage ich es dir, und dann bekommst du es!“ In gespannter Erwartung schaute ich nach den Bergen, bis sie fern sichtbar wurden. „Da sind sie, da sind sie?“ Ich rief. Jetzt nahm sie aus der Bagentasche ein sauber gefaltetes Päckchen, gab es mir und sagte: Das ist dein Taufwäschen, Kind! Ich habe eine Unterlage für das Hochwürdigste Gut daraus gemacht. Wenn wir nun ankommen, gehst du zum Herrn Pastor und bringst es ihm mit diesem Päckchen, und bittest ihn, morgen es auf den Altar zu legen und ein Engelamt für uns zu halten.“ Solcher sinniger Einfälle könnte ich hundert von der lieben Frau erzählen,“ bemerkt hierzu Johannes Laicus.

Er ist, wie der angenommene Zuname beweist, nicht Geistlicher geworden, aber ein durch und durch frommer Herr gewesen und geblieben bis an sein Lebensende. Die gute Himmelsluft, die ihn im elterlichen Haus umweht, hat ihn geistig gesund und frisch erhalten in dem Trübsal der ihn umgebenden und verlockenden Sündenwelt; jetzt aber wird seine Seele sicherlich erquickt mit dem Tau und den Wohlgerüchen des überirdischen Paradieses. Und diese Seligkeit hat er hauptsächlich dem himmlischen Wandel seiner Mutter auf Erden zu verdanken. (Fortsetzung folgt.)

Weise Lehren für die Eltern.

Die Kinder muß man ziehen, wie die Saiten auf der Geige; spannt man sie zu sehr, so springen sie, läßt man sie locker, so klingen sie übel. „Zu wenig und zu viel, verdirbt das Saitenspiel.“

Die Milde richtet oft mehr aus, als das zornige Krachen und Blitzen. Daß so viele königliche Perlen der Reue aus den Augen des hl. Petrus flossen, hat nicht ein rauhes Anfahren, sondern ein liebevoller Blick des mildreichsten Jesus in dem Hause Kaiphas zuwege gebracht.

Die jungen Rebensweige darf man nicht gar zu stark anbinden, aber doch auch nicht unaufgebunden liegen lassen. Beschneiden muß man sie, aber nicht abschneiden. Das väterliche Haus und eine Schule soll der Bundeslade gleich sein, worin das süße Manna und der Stab Aarons nebeneinander lagen.